

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1851) Unterhaltungsblatt**

30 (18.4.1850)



## Die Freiheitskämpfer.

(Fortsetzung.)

Das Gespräch war hiermit zu Ende; Frau Benau las in der Bibel weiter, und Cécilie sah abwechselnd hinaus in's Freie und auf das Strickzeug, welches sie zur Hand genommen. Doch mußten Beide ihre Beschäftigung bald wieder unterbrechen, da Hauptmann Blank plötzlich eintrat. Er war ein schöner, junger Mann von etwa vier bis fünf und zwanzig Jahren, mit gebräunten Wangen, dunkelblühenden Augen, freier Stirne und stolzer Haltung. Seine Kleidung war die eines Civilisten. Die Wittwe schien seine Ankunft noch nicht erwartet zu haben, — denn sie sah ihn überrascht und fragend an.

„Sie werden sich wundern; Madame,“ sagte Blank, den freundlichen Blick Céciliens erwidern, „mich schon hier zu sehen, während Sie mich vielleicht noch in Benau Farm glaubten; aber Geschäfte, die von Statten gehen, nehmen wenig Zeit in Anspruch. John Harving hat sich dazu verstanden, für Ihre Besizung 29,000 Dollars, in drei Monaten völlig, zu zahlen. Der Kontrakt kann, da der Käufer gleichfalls mit mir hierher gekommen ist, heute noch ausgefertigt und unterzeichnet werden. Unserer Abreise wird nun bald nichts mehr im Wege stehen.“

„Gott sei Dank!“ erwiderte die Wittve, „daß ich bald im Stande bin, ein Land zu verlassen, in welchem ich so viel verloren. Was wir aber Ihnen verdanken, Herr Blank, können wir wahrscheinlich niemals gut machen . . .“

„Beschämen Sie mich nicht, Madame!“ unterbrach sie der junge Mann. „Sie vergessen, was ich Ihrem edeln Gemahl schulde. Ein armer Flüchtling, kam ich vor fünf Jahren in dieses Land. Niemand kannte mich — ohne Mittel stand ich allein auf fremder Erde. Da führte mich mein guter Genius dem herrlichen Benau entgegen, und ich war nicht mehr arm, stand nicht mehr allein.“

Der junge Mann schwieg und trat an's Fenster, um eine Thräne, die über seine Wange perlte, zu verbergen. Hierauf wandte er sich an Cécilien und fragte: „Fräulein! wie stehts mit Ihnen — fürchten Sie sich auch nicht vor der langen Reise, die uns nahe bevorsteht?“

„Bis jetzt nicht, Herr Blank!“ antwortete das Mädchen. „Jedoch glaube ich, daß es mir am Ende doch zu Herzen gehen wird, das Land, in welchem ich das Licht der Welt erblickte, zu verlassen, ein Land, worin sich die Gräber eines guten Vaters und zweier geliebten Brüder befinden, wenn ich auch eingesehen muß, daß mich zuweilen eine unerklärliche Sehnsucht beschleicht nach jenen Gegenden, in denen meine Eltern ihre Jugendjahre verlebten, und die so schön, so herrlich seyn sollen, und oft schon im Traume hab' ich die fruchtbaren Ufer des Rheins mit ihren wohlhabenden Dörfern, alten Städten und zerfallenen Burgen, mit ihren anmuthigen Thälern und Rebhügeln zu sehen geglaubt.“

„Kind!“ nahm die Mutter ernst und wehmüthig das Wort. „Kind! Kein Scholle dieser Erde, auf welcher wir Wärmer herumkriechen, kann uns mit den Dahingeshiedenen in Verbindung setzen — nur allein der Himmel vermag dies.“

Im August desselben Jahres löstete ein französisches Schiff, welches Madame Benau, Cécilie und Karl Blank an Bord hatte, im Hafen von New-York die Anker, um nach Europa unter Segel zu gehen. Unsere amerikamüden Reisenden stiegen auch wohlbehalten nach dritthalb Monaten in Frankreich an's

Land, und setzten ihre Reise nach Deutschland fort. Bis Straßburg ging Alles gut. Da aber ward Madame Benau plötzlich von einem Bruststübel befallen, dem die Vielgeprüfte schon nach einigen Wochen erlag.

4.

In einem der schönsten und fruchtbarsten Theile des südlichen Deutschlands lag das Gut des Freiherrn von Thoren. Dieser Letztere, ein verschwenderischer und ausschweifender junger Mann, war aber nur höchst selten auf seiner Besizung anzutreffen, da er den größten Theil des Jahres in der Gesellschaft von vornehmen Abenteurern, Spielern und anderen derartigen Taugenichtsen, wie sie die Mauern mancher Städte leider! nur in allzu großer Zahl bergen, zubrachte, ein Umstand, der sehr nachtheilig auf seine finanziellen Verhältnisse einwirkte. Schon mehr denn einmal hatte sich daher das Gerücht verbreitet, der Freiherr wolle oder müsse Schulden halber das einträgliche Ertheil seiner Väter verkaufen; und wenn das, was die Leute sprachen, bis jetzt auch noch nicht zur Wahrheit geworden, so zweifelte doch Niemand daran, daß der freiherrliche Verschwender eines Tages zu einem solchen Schritte genöthigt werden würde. In der That hatte auch Frau Juma diesmal vollkommen Recht; denn Thoren suchte schon seit zwei Jahren einen Käufer für sein Gut, und zwar einen, der im Stande wäre, baare Zahlung zu leisten, indem seine Gläubiger durchaus klingende Münze sehen wollten. Ungewöhnlich ernst und nachdenkend über seine fatale Lage, saß er eines Tages — es war zu Anfang des Jahres 1785 — in einem Kaffeehause zu Straßburg. Da riß ihn mit einem Male ein französischer Offizier, dessen Bekanntschaft er erst neuerdings gemacht hatte, aus seinen trostlosen Gedanken.

„Kommen Sie, lieber Baron,“ redete ihn der Franzose an. „Ich will Ihnen einen meiner ehemaligen Waffengefährten, der sich drüben in Amerika stets sehr wacker hielt, vorstellen. Ich habe ihn dieser Tage zufällig hier getroffen, und er ist ein Landsmann von Ihnen, darum halt' ich es für Pflicht, Sie mit ihm bekannt zu machen.“

Thoren folgte instinktmäßig seinem Führer und stand plötzlich zu seiner nicht geringen Ueberraschung vor dem flüchtig gewordenen Studiosen Karl Blank, dessen er sich von der Universität her noch sehr wohl erinnerte; er, Thoren, war nämlich einer der Sekundanten des unglücklichen Grafen von Hohenau gewesen. Man kann sich daher denken, daß die Unterhaltung im Anfange etwas kalt und zurückhaltend von Seiten der beiden Studiengenossen geführt wurde.

„Erlauben Sie, Herr Baron,“ fragte endlich Blank nach einigem Zögern, „erlauben Sie, was ist aus dem Grafen geworden?“

„O, über den brauchen Sie sich nicht mehr zu beunruhigen,“ war die Antwort, „der lebt, und hat seitdem wahrscheinlich schon mancher Flasche Champagner den Hals gebrochen. Die Wunde war nicht tödtlich, und schon nach zwei Monaten war er wieder auf den Beinen. Er ist übrigens östreichisch geworden und steht gegenwärtig bei einem Dragonerregiment als Lieutenant in Linz.“

„Zwei Flaschen Champagner, Kellner!“ rief Blank freudig aus. „Meine Herren, Sie werden verzeihen, wenn ich Sie regale! Die Nachricht . . . herrlich . . . sie wälzt mir einen Stein vom Herzen . . .“

Der Wein ward gebracht, und nun begann man munter



darauf los zu zehen. Bald standen bei den zwei leeren Boutellen wieder zwei gefüllte. Jeder mußte seine Erlebnisse erzählen, und als Blank seinen beiden Bekannten mittheilte, wie der Oberst Benau ein Opfer seiner Wunden geworden, wie die trauernde Gattin und Tochter hierauf unter seinem Schutze Amerika verlassen, und wie Erstere im vorigen Jahre in Straßburg mit Tode abgegangen sei, und wie er alsdann Cäcilie der Obhut zweier ehrbaren Damen, die sich mit Erziehung von Mädchen abgaben, anvertraut habe, da ergriffen seine beiden Bekannten fast gleichzeitig ihre Gläser und tranken auf das Wohl der „schönen Pflegebefohlenen“, und Blank, das Romantische seiner Stellung fühlend, stimmte mit vollem Herzen in den Toast ein. Als zuletzt der Baron das Gespräch auf seine zerrütteten Verhältnisse lenkte, und die Absicht kund gab, seine Besetzung in der Nähe von Friedenheim an Jemanden zu veräußern, der solche sogleich mit klingender Münze zu zahlen vermöchte, horchte Blank hoch auf.

„Ist Ihr Gut sehr umfangreich?“ fragte der Letztere, wahrscheinlich um Näheres darüber zu erfahren.

„Es enthält 450 Morgen Ackerland, Wiesen und Weinberge,“ antwortete Thoren, „hat gut erhaltene Wohn- und Oekonomiegebäude, manche Gerechtsame, und liegt, ich darf es wohl sagen, in einer der schönsten Gegenden Deutschlands, zwei Stunden vom Rheine und ganz in der Nähe des hübschen Dorfes Friedenheim. Wer mehr Sinn für Natur hat wie ich, wird sich daselbst ganz glücklich fühlen.“

„Wie hoch stellen Sie den Preis?“ forschte Blank gespannt.

„Ich verlange nur 50,000 fl.,“ erwiderte der Freiherr.

„Wohnen in der Umgegend auch noch Leute von Bildung?“ fuhr der vormalige Offizier des amerikanischen Freiheitsheeres fort.

„Oh! Sie scheinen sich für die Sache zu interessieren,“ bemerkte Thoren, neugierig lächelnd. „Doch hören Sie! Zu den Honoratioren von Friedenheim kann gerechnet werden: erstlich zwei Gutsbesitzer, jeder zweihundert Pfund wiegend, dann der staubige, griesgramige Bezirksamtman Wambold, ferner der siebenzigjährige Obersforster Hirschhorn, welcher stets von Ebern, Wölfen, Bären, Dachs- und Fuchsbauen spricht, und endlich... endlich... ja, endlich,“ fügte er mit gedämpfter Stimme hinzu, „endlich der Pfarrer Leimund von Friedenheim, ein Ehrenmann mit einer herrlichen Familie.“

Kurze Zeit, nachdem dieses Gespräch stattgefunden hatte, verließen der Baron von Thoren und Karl Blank zusammen die Stadt Straßburg und begaben sich auf des Ersteren Gut bei Friedenheim, woselbst sie am 15. Februar 1785 ankamen, und vierzehn Tage hierauf ward ein amtlicher Contract ausgefertigt, nach welchem der Baron von Thoren seine ganze Besetzung mit allen Rechten und Gerechtsamen an — — Fräulein Cäcilie Benau aus NewYork gegen baare Zahlung von 49,800 fl. abtrat.

## 5.

Fünfzehn Jahre sind seit dem Verkaufe des Meierhofes bei Friedenheim als eben so viel Erdpfeile mit dem Zeitenstrom fortgerollt. Ach, und wie viel Unglück hatten diese fünfzehn Jahre über einen schönen Theil der Erde gebracht! Wie viel unschuldig Blut war seitdem vergossen worden! Die gebildetste Nation Europa's hatte ihren König, den besten aus Heinrich's IV. Nachkommenschaft, gemordet, und die Blitze des Revolutionskrieges waren bereits zu den Pyramiden und den Cedernhöhen des Libanon fortgetragen worden. Wie das enden werde, wußte Niemand. Unser Erdtheil war eine Stätte des Rauchs, der Flammen und des Blutes, und es würgten sich die Nationen. Warum? Ja, das Warum — wenn das die Völker stets bedächten. — —

Indem wir diese Betrachtungen, da sie leicht zu weit führen könnten, abbrechen, knüpfen wir den Faden unserer Erzählung wieder mit der Zeit an, von welcher Schiller sang:

Ebler Freund! Wo öffnet sich dem Frieden,

Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?

Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,  
Und das neue öffnet sich mit Mord.

Der liebliche Mai hatte seinen Zauberstab über die Erde geschwungen, und es grünte und blühte die Natur, es sangen und trillerten die Vögel, und es freuten sich die Menschen; doch auch viele trauerten als Opfer des leidigen Kriegs. Zu denen, welche fast ganz unberührt geblieben waren von den Stürmen der Zeit, gehörte auch das glückliche Ehepaar, welches seit Jahren das Gut bei Friedenheim besaß. Zwar hatten häufig Durchmärsche stattgefunden; diese waren aber stets gut übergegangen, und ein Fäßlein Wein und einige Schinken, ausgetheilt an die Truppen, waren Alles, was von Zeit zu Zeit von diesen vermögenden Leuten dahin gegeben werden mußte. Damit waren sie auch durchgekommen, als das geschlagene österreichische Heer auf seinem Rückzuge die Gegend passirte. Des freuten sie sich sehr. In der Reblaub des schönen Gartens sitzend, und umhüpft von zwei lieblichen Kindern, einem Knaben von zwei und einem Mädchen von sechs Jahren, drückten sie eines Nachmittags in traulichem Gespräche ihre Gedanken aus über das glücklich vorübergegangene Kriegsungewitter. Mittlerweile nehmen wir uns aber die Freiheit, einige flüchtige Blicke auf ihre Personen zu werfen, und wir versichern den freundlichen Leser im Voraus, daß es alte Bekannte sind, die wir vor uns haben. Er, der Gatte, war ein großer, starker Mann mit schönen, freundlichen Zügen, dunkeln Augen und bedeutender Corpulenz; nichts desto weniger erkennen wir sogleich in ihm Karl Blank. Die Lebensgefährtin desselben, eine gar hübsche Frau von ungefähr neun und zwanzig Jahren, vereinigte in ihrem Aeußern alle Vollkommenheiten des Weibes in reiferen Jahren. Sie hieß Cäcilie, und es war die nämliche, die wir vor fünfzehn Jahren gekannt, mit dem Unterschiede nur, daß wir sie jetzt als Gattin und Mutter vor uns haben.

Da Beide die Unterhaltung eben auf das Gebiet der Vergangenheit ihres eigenen Lebens lenken, so wollen wir doch einmal genau Acht geben, was wir in dieser Beziehung zu erfahren im Stande sind.

„Es ist doch nicht in Abrede zu stellen,“ sagte Cäcilie, „daß in solchen Zeitläuften, wie die jezigen, Grundbesitz das sicherste Vermögen ist. Acker, Wiesen und Weinberge können zwar verwüstet, aber nicht weggetragen werden, und wenn sie Einem auch den rothen Hahn auf das Dach setzen, so baut man sich zuerst wieder eine Hütte, dann ein Häuschen und zuletzt ein Haus...“

„Das dachte ich auch, meine Liebe,“ unterbrach Blank lächelnd seine Gattin, „das dachte ich auch, als ich Dir dieses Gut kaufte.“

„Also blos mir nur hast Du dieses Gut gekauft, Karl?“ entgegnete Cäcilie in scherzhaftem Tone. „Da war ich seither im Irthum, wenn ich glaubte, Du hättest auch Theil daran.“

„Konnte ich denn damals wissen,“ erwiderte Blank, „daß sich die Sache so gestalten werde? Ich sehe, ich muß Deinem Gedächtnisse zu Hülfe kommen. Kaum sechzehn Jahre alt, brachte ich Dich von Straßburg aus in die Familie des ehrwürdigen Pfarrers Leimund von Friedenheim — ich, sechs und zwanzig Sommer oder Winter zählend, machte den Verwalter auf Deiner Besetzung, und ich glaube, diese Rolle ganz uneigennützig gespielt zu haben. Nicht?“

„Deine Uneigennützigkeit,“ antwortete Cäcilie, „erstreckte sich so weit, daß Du später Besetzung sammt Besizerin dahin nahmst.“

„Eine solche Belohnung durfte ich freilich nicht erwarten,“ fuhr Karl fort. „Als sich die Blicke der angesehensten jungen Männer, von Deiner Schönheit wie durch einen Magnet angezogen — vielleicht auch durch Dein nicht zu verachtendes Vermögen — auf Dich zu richten begannen, da hielt ich es an der Zeit, meinen eigenen Weg wieder zu gehen, so sehr ich auch fühlte, wie schwer mir die Trennung von Dir werden würde,



weil ich Dich aufrichtig liebte. Ich ahnte freilich nicht, daß in der Brust des zwanzigjährigen Mädchens ein gleiches Gefühl für mich wohnte, obwohl ich auch gerade nicht zur Annahme des Gegentheils berechtigt war. Nun, mein Entschluß stand fest — ich wollte in die weite Welt gehen — Kriegsdienste nehmen, und an Schlachtfeldern hätte es wahrlich nicht gefehlt. Ich theilte Dir meine Absicht mit — Du erschrockst und wurddest blaß — man mußte Dir beistehen. „Herr Blank! seien Sie nicht grausam! bleiben Sie!“ flüsterte mir des Pfarrers Flora in's Ohr — und ich blieb. Die Scheidewand war zwischen uns gefallen, und,“ schloß der vormalige amerikanische Hauptmann mit komischer Würde, „und nach vier Wochen stand die Eigenthümerin des Gutes Friedenheim, Fräulein Cäcilie Benau aus New-York, mit dem heimath- und vermögenslosen, dreißig Jahre alten Abenteurer Karl Blank vor dem Altare, und — hm! — nun, ich denke, wir Beide haben diesen gefährlichen Schritt noch nicht zu bereuen Ursache gehabt.“

„Ich merke, Karl!“ lächelte Cäcilie, „Du hast heute sehr viel Reizung, alte Geschichten zu erzählen. Uebrigens war's wohl mit Deinem „in die weite Welt gehen“ nicht so . . .“

Sie wollte sagen: „Nicht so ernstlich gemeint,“ ward aber von der kleinen Flora, die, ihr Brüderchen Theodor an der Hand, plötzlich herzuwies, unterbrochen.

„Vater! Mutter! rothe Soldaten dort am Walde!“ rief das Kind.

Blank erstieg sogleich einen kleinen, künstlich angelegten Hügel am andern Ende des Gartens und schaute in die Ferne, und was er sah, war wenig trostreich. Ein ganzer Zug kaiserlicher Marodeurs, meistens Rothmäntel, mit langen Flinten, großen Messern und Pistolen bewaffnet, näherte sich den Hofgebäuden. Mehrere Karren, die wahrscheinlich mit geplünderten Sachen beladen waren, folgten dem Raubgesindel nach.

„Cäcilie!“ rief Blank seiner Frau zu, „unsere Freude war zu voreilig! Eben kommen die wahren Gäste erst — der Auswurf der ganzen kaiserlichen Armee — Rothmäntel — Kroaten. — „Hm!“ fuhr er murrend fort, „die Canaillen nähern sich. Hätt' ich nur fünf und zwanzig Mann von meinem ehemaligen Regimente hier in diesen Mauern, und ich wölk' euch, ihr Schurken!“ — hier ballte er die Faust gegen die Heranziehenden — „ich wölk' euch eine Musik aufspielen, die euch gewiß flinke Beine machen würde.“

„Um Gotteswillen, Karl!“ sagte Cäcilie, die unterdessen näher gekommen war, ängstlich, „um Gotteswillen, glaubst Du denn, daß diese rohen Menschen uns etwas zu Leide thun werden?“

„Wollen sehen,“ versetzte Blank, „wie wir uns mit ihnen abfinden.“

Es war bald kein Zweifel mehr über die Absichten der Marodeurs. Sie besetzten die Ausgänge der Meierei mit Wachen und drangen in das Innere; ihre Anzahl mochte sich etwa auf hundert Mann belaufen. (Fortsetzung folgt.)

### Der Tod der Gräfin Görlich.

(Fortsetzung und Schluß.)

Darmstadt, den 10. April. Die Frage des Präsidenten, ob er noch etwas zu seiner Vertheidigung zu sagen habe, hat dem Angeklagten Joh. Stauff, den Mund etwas mehr als bisher geöffnet. Die Ehe des Grafen und der Gräfin, sagte er, war keine glückliche, denn den einen Theil zog das Vermögen, den andern der Grafentitel. Noch kurz vor dem Tode der Gräfin gab es Zank, wie früher oft. Es waren sehr häufig andre, fremde Leute im Hause, die mit dazu beitragen konnten; ich habe deren Namen in der Voruntersuchung angegeben; aber der Richter hat keine Notiz davon genommen; hätte er es gethan, es würden sich wahrlich ganz andere Resultate ergeben haben. (Präsident verweist ihm seine Beschuldigungen gegen das Untersuchungsgericht und droht mit Entziehung des Wortes.)

Ich führe etwas Anderes an; das Haus des Grafen ist bekannt; an dem Fenster, das in das Cabinet des Grafen führt, ist die Fensterbank so ausgetreten, daß es einer Stiege ähnlich sieht; es muß häufig da eingestiegen worden seyn; ich will dadurch, daß ich darauf aufmerksam mache, keinen Schandfleck hier öffentlich auf den Grafen werfen, aber ich dachte, der Untersuchungsrichter würde auf diesen Punkt mehr Rücksicht nehmen; aber er hat es nicht gethan! An jenem schrecklichen Abend, den 13. Juni, als ich den Grafen um 9 Uhr auszog, sah ich ein blutiges Taschentuch bei ihm, das er, als ich es bemerkte, unter die Waschkübel zu verbergen suchte. Er schickte mich hierauf nach der Frau Gräfin; ich suchte sie überall und fand sie nicht; darauf gingen wir Beide, der Graf und ich, an die Thüren aller Zimmer, nur an jenes ging der Graf nicht, in welchem sich die Gräfin befand; ich erbot mich, sogleich zum Schloß zu laufen, um öffnen zu lassen, aber der Graf gab es nicht zu; er befahl mir zuerst in das Wittgenstein'sche Haus zu gehen, um dort nach ihr zu fragen. Aber sie konnte nicht ausgegangen seyn, denn sonst hätte es irgend Jemand von der Dienerschaft wissen müssen; das wußte Jedes im Haus, daß sie nicht ausging, ohne Jemand davon in Kenntniß zu setzen. Viele Zeugen haben gegen mich ausgesagt, aber ihre Aussage ist falsch; es haben Viele ihre Hände zum Eide erhoben, aber ich habe dabei viele zu eckende Finger gesehen! (Einsprache des Präsidenten.) Nach dem Tode der Gräfin sprach ich sehr oft mit dem Grafen über diesen Todesfall, sagte ihm von dem Gerüchte der Leute, hat ihn, daß er eine Untersuchung statifinden lassen sollte; aber ich bat ihn umsonst darum, er ließ keine Untersuchung einleiten. Gegen mich ist kein Grund des Verdachts vorhanden; ich habe mich nicht nach jenem Tode aus meinem Dienste entfernt, habe von dem Grafen keine Zulage verlangt; auf meine Bitte, mit dem Kutscher Schämbs gleichgestellt zu seyn, versprach er mir wöchentlich 2 Gulden mehr zu schenken. Später, als der Praslin'sche Mord überall das Tagesgespräch bildete, war es natürlich, daß auch wieder der Tod der Frau Gräfin von Görlich besprochen wurde; ich habe manche Vermuthung ausprechen hören — aber ich habe den Herrn Grafen als ein treuer Diener immer vertheidigt; — ich beschuldige den Grafen auch heute nicht; aber, meine Herren Geschwornen, vergessen Sie nicht, was ich Ihnen vorhin über jenes Fenster am Cabinet des Grafen mitgetheilt habe! Was sollte mich zu einer solchen That bewogen haben? Mangel an Geld? Mein Mädchen würde mir geholfen haben, das ja 200 bis 250 Gulden daran wandte, um meine Sache nach einer 2½-jährigen Haft vor die Assisen zu bringen. Wozu hätte ich stehlen sollen? Seien Sie gewiß, der Graf hätte mich aus Allem herausgerissen. Auch mein Mädchen hätte es gethan. — Eben so, aber nicht in so auffallender Weise, widerlegt er die Anklage der Vergiftung und machte am Schluß dem Staatsanwalt, noch mehr aber dem Untersuchungsrichter, der die Untersuchung zu seinen Ungunsten geführt und ihn wegen seiner Beschwerden noch gestraft habe, bittere Vorwürfe.

Darmstadt, den 11. April. Nach einem über alle Begriffe partiischen Resumé des Präsidenten, der jede Untersuchung über im Hause des Grafen Görlich aus- und eingegangene fremde Männer abschneidet, die Familie Stauff und die Christine Born, J. Stauff's Geliebte, wegen der unehelichen Kinder brandmarkte u. s. w., wurden die Angeklagten von den Geschwornen in allen befragten Punkten schuldig erklärt, mit Ausnahme des Diebstahls bei Joh. Stauff, weil vielmehr Raub angenommen wurde. Johann Stauff wurde hierauf vom Gerichtshof als Mörder der Gräfin Görlich zu lebenslänglicher Zuchthausstrafe verurtheilt. Er hörte das Urtheil ruhig an und sagte bloß: Ich habe nichts hinzuzufügen, ich habe das nicht erwartet. Sein Vater Heinrich erhielt sechs, sein Bruder Jakob drei Monate Korrektionshaus.



## Der Prozeß über die Ermordung des Generals v. Auerswald und des Fürsten Felty Lichnowsky.

(Fortsetzung.)

Der Verdacht der That richtet sich auf eine Anzahl von Leuten die am 18. September, unter Anführung des Daniel Georg von Ginnheim und einiger anderer, bewaffnet von letzterem Ort und von Bockenheim ausgezogen waren um sich an den Ereignissen in Frankfurt zu betheiligen. Georg hatte schon am Morgen jenes Tages die Versammlung und Bewaffnung, sowie den Auszug der Ginnheimer bewirkt, um die damals beabsichtigte Vertreibung eines Theils der Mitglieder der Nationalversammlung zu unterstützen. Gewalt und vielleicht sogar tödtungen haben seiner Absicht nicht fern gelegen. Er hatte sich zunächst nach Bockenheim und, im Verein mit vielen Bewohnern dieser Stadt, erst Nachmittags von da in die Nähe von Frankfurt begeben. Als der Zug in der eisernen Hand — einem zwischen dem Friedberger- und Eschenheimerthor gelegenen Seitenwege — angelangt war, sprengte ihn das falsche Gerücht, daß Preußen kämen auseinander. Die vereinzelt Theilnehmer hatten sich an der Friedberger Chaussee größtentheils wieder gesammelt, als Auerswald und Lichnowsky daselbst erschienen, und, um sich den Nachstellungen der Menge, die ihnen Steinwürfe und Schüsse nachsendete, zu entziehen, in die nach der Bornheimer Haide und dem Schmidt'schen Garten führenden Gäßchen einritten. Sie wurden von den erwähnten Ginnheimern und Bockenheimern, sowie von andern verfolgt, nach längerem Suchen aufgefunden und, wie schon erwähnt, ermordet.

Der Theilnahme an diesen Handlungen werden nun neben andern, die sich durch die Flucht der Untersuchung entzogen haben, beschuldigt.

1. Daniel Georg von Ginnheim, jetzt 33 Jahre alt, Schuhmacher, verheirathet und Vater von zwei Kindern, ohne Vermögen und nicht schlechten Rufes, früher Soldat, und als solcher einmal wegen Dienstfehler mit zweitägigem Arrest bestraft, zuletzt Feldwebel der Bürgergarde zu Ginnheim, und gewöhnlich „Berliner“ genannt, weil er in Berlin erzogen ist.

2. Johannes Pflug von Ginnheim, jetzt 41 Jahre alt, Ackermann, verheirathet und Vater von zwei Kindern, Eigenthümer von Haus und Feld, aber verschuldet, bis in die jüngere Zeit guten Rufes und bisher nur wegen Feldfrevels bestraft.

3. Matthias Kober von Ginnheim, jetzt 54 Jahre alt, Schneider, verheirathet und Familienvater, Eigenthümer eines geringen und verschuldeten Grundbesizes, bisher guten Rufes und nicht bestraft.

4. Peter Ludwig von Bockenheim, jetzt 27 Jahre alt, Schneider, ledigen Standes, früher Soldat, ohne Vermögen und ganz schlechten Rufes, auch bereits 1) durch Urtheil des hiesigen Obergerichts vom 2. Juli 1841 wegen ersten kleinen gemeinen, unter erschwerenden Umständen verübten Diebstahls zu zweimonatlicher Zwangsarbeitsstrafe, 2) durch Urtheil des Stadtgerichts zu Dresden vom 31. März 1847 wegen Diebstahls mit vier Wochen Gefängniß, 3) durch Urtheil des Appellationsgerichts zu Dresden vom 15. Sept. 1847 wegen ausgezeichneten Diebstahls mit fünfmonatlicher Arbeitsstrafe belegt, welche Strafen sämmtlich an ihm vollstreckt worden sind.

5. Johann Ludwig Dietrich aus Bockenheim, jetzt 31 Jahre alt, Steinmetz, verheirathet und Vater von vier Kindern, ohne Vermögen, bisher guten Rufes und nur polizeilich wegen Excessen und Schlägerei mit 12stündigem, 48stündigem, Stägigem und eintägigem Gefängniß bestraft. (Schluß folgt.)

### Miscelle.

X. Sir James F. Alexander erzählt in seinen amerikanischen Reisen ein seltsames aber probates Mittel der Indianer, die Leiche eines Ertrunkenen aufzufinden. Einer seiner Leute war im Fluß ertrunken. Den ganzen folgenden Tag, schreibt er,

ließ ich an der Stelle, wo der Unglückliche zuletzt gesehen worden, von zwei Abtheilungen der Mannschaft nachsuchen. Die Leiche war nicht zu finden. Während am nächsten Morgen aufs neue gesucht wurde, kam Mac Connel, der Follensteller, an den Fluß, sah eine Weile zu und sagte dann: Probiert doch die indische Methode, laßt einen Span Cedernholz den Fluß hinabschwimmen und gebt dann acht, wo er sich dreht, und sucht da. Die Mannschaft that dies; der Span schwamm eine Strecke, stand dann plötzlich still und drehte sich zwei- oder dreimal im Kreise. Sogleich rief ein Mann in einem der nachgeruderten Boote: Ich sehe ihn! Der Leichnam, in einer Tiefe von zwölf Fuß Wasser größer erscheinend als im Leben, lag unmittelbar unter dem Cedernspan.

### Maritäten Kästlein.

○ „Wo glauben Sie sich denn jetzt zu befinden?“ so fragte der Vorsteher eines großen klinischen Krankenzustituts einen neulich daselbst aufgenommenen Fabrikarbeiter. — „Nun, wo soll ich denn seyn? Gewiß doch in der Fabrik!“ antwortete dieser. — „Meine Herren, wandte sich lächelnd der Arzt zu seinen Zuhörern, der Kranke hat so Unrecht nicht; allerdings befindet er sich jetzt in einer Fabrik, aber er weiß nicht, daß unsere Fabrikate ihren Absatz auf der Anatomie finden!“

○ Ein schon mehrmals wegen bedeutender Diebstähle bestrafte Spitzbube wurde eben dabei ertappt, wie er eine goldene Uhr aus der Tasche eines Andern in die Seinige gespielt hatte, und ward natürlich sofort in Verhaft genommen. Bei der Verlesung des Straferkenntnisses beklagte er sich gegen den Richter über die Härte desselben, indem er sagte: „Aber, Herr Richter, ich habe doch diesmal man bloß eine Uhr gehoben (gestohlen)! — „Eben deshalb; wißt Ihr denn nicht, daß von allen Verbrechen gerade die Urheber am härtesten bestraft werden?“

○ Den berühmten Generalchirurg M. in Berlin ersuchte ein Unterarzt um eine frei gewordene Stelle. „Die Leute sagen aber, er kauft so, und das ist für einen Arzt eine schlechte Eigenschaft!“ — „Herr Generalchirurg, die Leute sagen viel, sie sagen auch, Sie seien ein so grober Mann, ich glaube es drum nicht und frage an.“ — M., dem diese Antwort gefiel, gab ihm die vacante Stelle.

### Charade.

Lustig, lustig, kommt herbei!  
Schaut der Ersten allerlei!  
Schuh und Stiefel, eng und weit,  
Bänder, Spizen, schmal und breit,  
Hübsche Mädchen, junge Laffen,  
Die den bunten Kram begaffen,  
Und mitunter Bär und Affen,  
Er im Pelz und sie im Frack,  
Tanzend nach dem Dudelsack,  
Seht da bringt fürs zweite Paar  
Man ein köstlich Mittel dar,  
Kugeln, die es schnell vertreiben,  
Dürft nur wacker darauf reiben,  
Aber hat die Tugend sie,  
O so hilft das Reiben nie,  
Und mein Ganzes zeigt Euch an,  
Wo man dieses sehen kann,  
Ist kein Dorf, ist keine Stadt,  
Doch weil es Erlaubniß hat,  
Deut die erste abzuhalten,  
Hat den Namen es erhalten.

Auflösung des Logogryphs in No. 29:

G r a n . G a r n . R a n g .